

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 43.

Freitag, den 20. Februar.

1925.

(12. Fortsetzung.)

Der „Blaue Reiter.“

Roman von Otfried von Sanstein.

(Nachdruck verboten.)

Schlüter steckte den Brief ein und bestellte sich sofort einen Wagen. Er beschloß aber, vorläufig auf der Polizei nichts von der Sache zu sagen. Er wußte sehr wohl, daß solche „wichtige Angaben“ in vielen Fällen sich als reine Phantasien erweisen, und hatte keine Lust, Herrn Wildermut wieder Gelegenheit zur Schadenfreude zu geben.

In der Tür der Krone stand Fräulein Elsbeth.

„Ich komme wahrscheinlich heut' nicht zu Tisch. Will einmal den schönen Morgen zu einer Spazierfahrt benutzen.“

Eben fuhr auch schon der Wagen vor.

„Ich möchte zur Kyllenburg, das soll doch eine interessante Ruine sein?“

Frau Andrecht, die oben am Fenster stand, ärgerte sich. Da fuhr der Kommissar zwei Tage vor dem Termin spazieren! Der dicke Bäckermeister Gerber aber, mit dem der Kommissar gern ein wenig plauderte, trat aus dem Laden. Schlüter rief ihn an:

„Good morning, Sir. How do you do?“

„Thank you, very well.“

Schlüter lachte vergnügt, und der Bäckermeister sah sich zufrieden um, weil ein paar Passanten ihn seines Englisch wegen verwundert ansehnten.

„Nicht wahr, Meister, die Kyllenburg ist schön!“

„Gewiß, Herr Doktor!“

„Ich werde bald abreisen und habe noch gar nichts von den Schönheiten der Gegend genossen! Auf Wiedersehen!“

Der Wagen rasselte aus dem alten Stadttor, und erst, als sie nach einer Stunde vor dem Dörfchen Kyllenburg waren, das auf dem Weg nach Groß-Dengden lag, sagte der Kommissar dem Kutscher Bescheid, daß er zuerst den Schullehrer in Wiesen-Nachow besuchen wollte. Ein reizendes, ganz kleines Dörfchen und darin ein geradezu idyllisches Schullehrerhäuschen. Ein kleines Gebäude, aber vollkommen von Rosen überwuchert. Ein sorgfältig gehaltenes Vorgärtchen mit großen Sonnenblumen am Gitter und zierlichen Kieswegen. Ein altes Mütterchen in schneeweißem Haar mit blütensauberer Haube, das ihn empfing.

„Wohnt hier der Schullehrer Walzenbed?“

„Mein Mann sitzt drin im Lehnstuhl, er kann leider nicht auf den Füßen fort.“

Die Stube drin war ebenso nett wie draußen der Garten. Wenig, aber gediegene alte Möbel, Blumen am niederen Fenster, ein Kanarienvogel darüber, der fröhlich sang. Vor dem Fenster ein alter Mann im Schlafrock, vor sich die Kaffeetasse und in der Hand eine lange Pfeife. Er versuchte aufzustehen, als der Fremde eintrat.

„Bleiben Sie sitzen, Vater Walzenbed. Ich bin der Kommissar Dr. Schlüter aus Berlin. Bleiben Sie ja in Ihrer Behaglichkeit. Sehen Sie, ich nehme mir einen Stuhl und setze mich zu Ihnen. Herrgott, ist es hier aber nett. Und die schönen Rosen da draußen? Das ist sicher Ihre Spezialität!“

„Allerdings, ich —“

„Ja, die Herren Dorfschullehrer, die haben es be-

haglich und die wissen gar nicht, welches Verdienst sie an der großen Kulturarbeit in Deutschland haben.“

Herr Gottlieb Walzenbed hatte sich einen Polizeikommissar, der noch dazu aus Berlin kam und einen großen Ruf in Kriminaldingen hatte, ganz anders vorgestellt als diesen gemütlichen Herrn, der sich jetzt den Stuhl zu ihm zog.

„Darf ich dem Herrn Kommissar vielleicht eine Tasse Kaffee?“

„Aber gewiß, Mutter Walzenbed, und wenn Sie mir von dem prachtvollen Landbrot da, das Sie sicher selbst gebacken haben, eine Scheibe zukommen lassen wollen? So gut wird's uns Städtern selten.“

Der alte Lehrer wurde ordentlich vergnügt, denn — ehrlich gestanden, er hatte die ganze Nacht nicht gut geschlafen aus Erregung über den erwarteten Besuch des Polizeikommissars. Dr. Schlüter roch an dem guten Kaffee und strich sich behaglich die große, braune Landbrotschmitte mit köstlicher Butter. Er wußte schon, wie er solche alte Deutschen behandeln mußte, damit sie zutraulich wurden.

„Herrgott, Papa Walzenbed, jetzt ist Ihnen die Pfeife ausgegangen! Versuchen Sie inzwischen einmal eine von meinen Zigarren.“

„Danke wirklich — ja — so eine Zigarre, das kann sich unjereins nur am Sonntag leisten.“

Mit ordentlich liebevoller Sorgfalt schnitt er die Spitze ab und steckte sie an.

„Und nun erzählen Sie mir mal, was glauben Sie von dem Rühling zu wissen.“

Der Schullehrer wurde gleich wieder neroöds.

„Eine, gib doch mal den Zettel.“

Die Alte holte ein Buch und nahm daraus ein Stück Papier.

„Sehen Sie, Herr Doktor — darauf steht der Name Rühling.“

Es war richtig, nichts als der Name Joseph Christian Rühling in lateinischen Buchstaben stand auf dem Zettel und der Kommissar erinnerte sich sofort an jenen mysteriösen Brief, der von dem falschen Rühling an das Gericht gekommen.

„Wie kommen Sie zu dem Zettel?“

„Das ist eben die Sache. Sie müssen wissen, Herr Doktor, ich war in meiner Jugend einige Zeit Lehrer an einer Taubstummenanstalt. Nun haben wir hier im Dorf einen armen, taubstummen Jungen, er heißt Heinrich Hechting. Es ist ein trauriges Schicksal, was so ein armer Anglücklicher hat, besonders auf dem Dorf! Da wird er eben so langsam zum Kretin! Da hab' ich mich seiner angenommen. Ich wußte ja, wie das geschieht, und hab' ihn unterrichtet. Es ist ein intelligenter Junge und weiß Gott, jetzt hat er eine bessere Handschrift als die meisten im Dorf. Kommt ihm und auch seiner armen Mutter zustatten! Denn wenn einer im Dorf etwas abzuschreiben hat, dann muß es der Hechting machen, und wenn es auch immer nur ein paar Pfennige abwirft, so hat es doch den Erfolg, daß der Junge sich nicht so überflüssig vorfindet, und daß mal jemand aus Groß-Dengden oder von einem anderen

Dorf kommt, weil der Junge so eine bildhübsche Handschrift hat."

Schlüter unterbrach mit keinem Wort.

"Nun war ich jetzt ein paar Wochen recht krank und lag fest zu Bett, da konnte ich mich auch um den Knaben nicht kümmern, und wie ich jetzt wieder auf bin, lasse ich ihn mir kommen. Er freck ich doch so, denn die Taubstummensprache, wissen Sie, die Gebärdensprache, die versteht doch außer uns beiden keiner. Da zeigt er mir ganz stolz einen Hundertmarkschein, den er sich verdient hätte, und dann erzählt er mir eine ganz merkwürdige Geschichte. Da war im Dorfstrug ein fremder Mann gekommen, der hatte nach dem taubstummen Jungen mit der hübschen Handschrift gefragt. Er hätte etwas abzu schreiben. Der Junge wurde geholt und da gab ihm der Fremde einen Zettel, da stand etwas drauf, aber der Junge konnte es nicht lesen.

Es mußte wohl in einer fremden Sprache sein. Ich hab's ja nicht gesehen, weil ich krank lag. Also der Junge bekam ein belegtes Butterbrot vorgelegt und der Fremde schloß sich mit ihm in das Extrazimmer und da mußte er Buchstabe für Buchstabe den Zettel auf einen Briefbogen abschreiben, und der Fremde, der die Sprache anscheinend verstand, in der der Zettel geschrieben, zeigte ihm jeden Buchstaben richtig. Dann bekam der Junge den Hundertmarkschein und der Mann fuhr fort. Ich bekam gleich einen Schreck und ließ mir den Wirt kommen, der kannte den Fremden aber auch nicht und sagte nur, er habe Mehl säcke auf dem Wagen gehabt und sei ein kleiner dicker Mann mit einem behaglichen, roten Gesicht gewesen, der dann vergnügt war und sofort abfuhr.

Der Junge wußte natürlich nicht, was er geschrieben, aber er entsann sich noch auf die Unterschrift und hat sie mir noch einmal hier auf den Zettel gemalt. Da bin ich erschrocken! Ich hatte doch in meiner Krankheit die Zeitung gelesen und auch, daß ein Rendant Rühling einen Diebstahl begangen habe und daß sie ihn suchten. Da dachte ich mir, der Halunke könnte vielleicht den armen, taubstummen Jungen zu etwas Schlechtem mißbraucht haben, und da dachte ich, es sei am besten, wenn ich Ihnen schreibe und sie bäte, mich zu besuchen, weil ich doch nicht fort kann."

"Haben Sie sonst zu jemand gesprochen?"

"Zu niemand, ich wollte doch Ihnen nicht vorgreifen und etwa den Spitzbuben Zeit lassen, eine Spur zu verwischen."

"Da haben Sie sehr klug gehandelt."

"Und nicht wahr, der Junge —"

"Der kann selbstverständlich nichts dafür. Wer weiß, Papa Walzenbeck, es ist eine Belohnung ausgesetzt, vielleicht können Sie noch etwas bekommen."

"Dann geben Sie es dem armen Jungen, ich habe ja, was ich brauche."

"Also der Wirt kannte den Mann nicht?"

"Nein, aber der Junge sagte mir, daß auf den Säcken der Stempel der Hegermühle gestanden habe, das ist eine Mühle bei Groß-Lengden."

"Das ist ja vorzüglich."

"Wollen Sie den Jungen selbst sehen?"

"Ist gar nicht nötig, ich will so wenig als möglich Aufsehen erregen. Sprechen Sie auch nicht darüber, wer ich bin. Vielleicht müssen wir Sie allerdings später noch einmal gerichtlich vernehmen."

"Ich stehe natürlich zur Verfügung."

"Das Datum des Tages wissen Sie wohl nicht?"

"Doch, in so etwas ist der Taubstumme sehr ordentlich, der schreibt sich immer alles auf. Es war der 16. August."

Schlüter sah in sein Notizbuch. Am 20. August war der Brief beim Gericht eingegangen, am 19. August war er in Holland gestempelt.

"Dann also, gute Besserung, Vater Walzenbeck, und vorläufig besten Dank!"

Er bestieg wieder den Wagen, und weil die alte Frau draußen "Herr Doktor" zu ihm sagte, glaubten die Dörfler, er sei ein fremder Arzt, und sie ließen ihn bei dem Glauben.

Schlüter fuhr nach Groß-Lengden und von da zur

"Polizeikommissar Schlüter. Darf ich Sie einen Augenblick allein sprechen?"

Der Direktor führte ihn in das Privatkontor.

"Können Sie mir vielleicht sagen, wem Sie am 16. August Mehl geliefert haben?"

"Sehr leicht, ich will nur das Auslieferungsbuch holen."

Bäckermeister Schellenhorst aus Goch.

Bäckermeister Schulz, Groß-Lengden.

Bäckermeister Gerber, Wallenbrunn.

Bäckermeister Zielenzig in Schornstädt, das wäre alles."

"Danke verbindlichst, ich weiß schon genug."

"Ist denn etwas?"

"Nichts, Herr Direktor, wenigstens durchaus nichts, was Ihre Mühle oder das Mehl angeht. — Leider kann ich Ihnen im Augenblick nicht mehr sagen. Verbindlichen Dank!"

Er fuhr wieder auf Wallenbrunn zu und hatte selbstamerweise alle Lust verloren, die Kyllenburg zu besichtigen. Dabei hatte er ein erstauntes Gesicht. Also war der Gedanke, der ihm gestern abend im Einwohnermeldeamt kam, wahr? Sehr merkwürdig! Der behagliche, wohlhabende Bäckermeister Gerber, von dem er gestern aus den Akten ersehen hatte, daß er in seiner Jugend mehrere Jahre in Amerika gewesen, war der Verfasser des Briefes, der mit dem Namen Rühling unterschrieben war! Schon daß in dem Englisch einige Amerikanismen vorkamen, war verdächtig, jetzt war die Sache klar. Am 16. August hatte er in der Hegermühle Mehl geholt. Er war sicher der dicke Herr mit dem roten Gesicht, der den taubstummen Jungen veranlaßte, den Brief abzuschreiben.

Aber — was veranlaßte ihn? Was hatte der Bäckermeister mit Rühling zu tun oder mit dem „Blauen Reiter"? Sehr wunderbar! Er gehörte doch zu denen, die zuerst den Verdacht auf Denner gerichtet hatten und jetzt schrieb er unter dem Namen Rühling einen Entlastungsbrief?

Der Wagen fuhr wieder über das Pflaster von Wallenbrunn und der Bäckermeister stand in der Tür seines Ladens.

"Wie war's in der Kyllenburg?"

"Very nice, Sir!"

Schlüter nickte ihm lachend zu und ließ sich zur Polizei bringen. Dem Rutscher schärfte er ein, ja nicht zu sagen, wohin er gefahren, dann betrat er das Bureau. Jetzt wollte er erst einmal ruhig nachdenken! Aber dazu hatte er keine Zeit.

Der Herr Staatsanwalt erwartet den Herrn Doktor beim Herrn Ritsrichter." Schlüter ging hinüber.

Natürlich! Nie geschieht etwas, und gerade an dem Tage, an dem Sie spazieren fahren, kommt ein dicker Elfbrief aus Berlin. Unbegreiflicherweise ist er direkt an Sie gerichtet, darum konnte ich ihn nicht öffnen."

Schlüter lächelte über den Ärger des Staatsanwaltes.

"Nun, eine reine Spazierfahrt war es denn doch nicht, sondern ich habe eine recht interessante Entdeckung gemacht."

"Im Fall Rühling oder Denner?"

"Vielleicht in beiden oder etwas ganz Neues. Sie gestatten, daß ich zuerst den Brief lese."

(Fortsetzung folgt.)

Der Leuchter.

Der heil'ge Leuchter strahlt in mattem Licht,
Und seine sieben Kerzen künden schlacht:

„Wohl siebenmal wird deine Seele lieben,

Die Liebe siebenmal im Sturm zerrieben,

Und siebenmal wird dich der Tod erschrecken,

Das Liebste fällt mit Erde dir bedecken,

Und mehr als siebenmal, da wirst du fehlen,

Wird eig'ne Schuld dich martern und dich quälen,

Und wenn du endlich Frieden dir erstritten,

So hast du siebenfach dafür gelitten,

Und äundest doch den heil'gen Leuchter dann

Für Kind und Kindeskind voll Sehnsucht an."

Lotte Liedemann (Wiesbaden).

Interview mit einem Einbrecher.

Von Otto Kallender.

Der Chasseur kam durch die Halle auf mich zusehend und meldete mit einer tiefen Verbeugung:

Herr van Tricht läßt bitten!
Wir fuhren im Lift bis zum ersten Stock, wo van Tricht drei Räume bewohnte.

„Ich bin erfreut“, sagte van Tricht und schüttelte mir nach englischem Brauch die Hand.

Er war von mittlerer Größe, schlank, fehnig, hatte ein hohes, glattrasiertes Gesicht mit sehr edel geschnittenem Mund, klarem, fast gültigem Blick, und hoher, aber ein wenig schmaler Stirn. Das Haar war nach hinten gekämmt und an dem langen Schädel festgelegt, dunkel, an den Schläfen leicht meliert; der Anzug von einem ersten Schneider.

„Sie haben mich um ein Interview“, begann er. „bitte, stellen Sie Fragen!“

„Wie alt sind Sie?“
„Vierunddreißig!“

„Wie kamen Sie zu dem Beruf, in welchem Sie es zu einer europäischen Berühmtheit brachten?“

„Aus Neigung. Ich betrachtete es übrigens weniger als einen Beruf, vielleicht eher als eine Kunst. Schon als Kind war ich ein ausgezeichnete Turner, sonderlich im Klettern firm. Ich besuchte das Gymnasium unter normalen Umständen bis zum Maturum. Als meine Mutter starb — Vater unbekannt — hatte ich viel Bildung und kein Geld. Da fiel mir ein, daß es bei andern umgekehrt sei, und ich beschloß, auszugleichen. Ich bin mir durchaus bewußt, wie wenig originell mein Einfall war. Aber das ist mein Tricht; auf den Tricht der Originalität zu verzichten, Originalität erzeugt Verdacht, legt sich selber Fallen und schadet nur. Bis zu meinem dreißigsten Lebensjahr war ich Idealist. Das heißt: ich nahm bei meinen Einbrüchen nur so viel, wie ich brauchte, um vierzehn Tage äußerlich bescheiden leben zu können. Winters schlief ich in billigen, durchaus nicht verurteilten Hotels; Sommers im Freien, auf Parkbänken, auf Wiesenrainen. Kam Polizei, wies ich harmlose Papiere vor. Auch das ist einer meiner Tricks: stets gute Ausweispapiere zu haben. Es wird Ihnen bekannt sein, daß man Fleppen — so ist der technische Ausdruck dafür — in jeder Spelunke zu kaufen bekommt. A propos, Spelunke! Den Verkehr in übel beleumundeten Lokalen vermied ich von Anfang an. Ebenfalls ein Trick. Verkehr mit Kollegen führt zu nichts. Klatsch und Neid ist alles, was man erfährt. Überdies ist der Spitzeldienst der Polizei und privater Cyberspitzeligen so stark auf das typische Milieu spezialisiert, daß man ohne Unannehmlichkeiten kaum davonkommt.“

Mit der Dreißig kam mir das Bedürfnis nach Luxus. Ich war der ewigen Feld-, Wald- und Wiesen-Idyllen müde. Das Leben unter kleinen Leuten, in mangelhaften Hotels und bei schlechtem Essen begann mir unbequem zu werden. Ich bekam das Bedürfnis, eine bessere Zigarettenmarke zu rauchen, geistigere Frauen zu genießen und gehaltvolleres Essen. Die Worte Sekt, Krametsvögel, Aultern begannen mir Sehnsucht zu verursachen. Kurz, das Bedürfnis nach erhöhtem Lebensgenuss stellte sich ein. So erweiterte ich schließlich meine Moral und veruchte mich in einem Einbruch großen Stils. Die daraus gewonnene Summe verwendete ich dazu, mir einen Fond an Anzügen, Wäsche und Schuhen, an vertrauenerweckenden Gebrauchsgegenständen, wie Schweinsleder-Koffern, Armbanduhr, Schminke, Glacé und so weiter zu schaffen. Außerdem legte ich mir elegantes Handwerkszeug zu. Crittiasiges Material. Ein wahrer Genuß, damit umzugehen. Seitdem unternahm ich nur noch größere Arbeiten, die meinen Kassen (übrigens einen angenehmen) bald in alle Welt trugen.

Mein Ruhm ist, wie Sie wissen, noch jung. Aber als Deutscher brauchte ich eine Entwicklung. Meine Kollegen beispielsweise rumänischer Nationalität fangen gleich nach dem Abitur mit großen Unternehmungen an. Sie arbeiten auch unentimentaler als wir, jedoch ungleich weniger sauber. Übrigens veruchte ich, das Maß weiteuropäischer Sentimentalität, das beim französischen Einbrecher oftmals der Grund für den Verberb wird, bei mir auf ein Minimum zu reduzieren. Auch arbeite ich durchaus ohne Romantik und hinterlasse an der Stätte meiner Wirkung weder wie die Italiener ein mystisches Zeichen, noch wie die Engländer meine Visitenkarte. Daß ich mich trotz der Anonymität meiner Werke einer solchen Berühmtheit erreue, rührt wohl daher, daß die Polizei meine Arbeit stets an der einwandfreien Durchführung erkennt. Natürlich begehre ich auch nicht die Abernheit, ungenannte Spenden zu machen. Das wäre nicht allein sentimental, weit schlimmer, das wäre sozial empfunden, und ich verachte, wie jeder wahre Künstler, den Sozialismus als eine Schwäche. Ich bin Egotist in Sinne Stendhals.“

„Wie kam es“, fragte ich, „daß van Tricht eine Baule machte, daß als Ihre Frau Mutter starb und Sie sich mittellos haben, Sie nicht lieber einen bürgerlichen Beruf ergriffen?“

„Straßenlehrer, Korrespondent, Mchefuhrmann, Schriftsteller — ich erwog noch mehr Berufe, zu denen eine gründliche Ausbildung nicht nötig gewesen wäre. Aber ich fand sie alle unerträglich langweilig, stumpfsinnig und freudlos. Bestenfalls Schornsteinfeger oder Börsenpekulant hätte ich werden mögen; das erfordert wenigstens noch einige Kühnheit. Zu jenem fehlte mir die Geduld, zu diesem das Kapital.“

„Können Sie mir verraten, auf welche Weise Sie Ihre berühmten Einbrüche bewerkstelligten?“

„Nein. Nur so viel: auf die denkbar einfachste Weise, weil das niemand erwartet und alle Schutzvorrichtungen der Menschen nur auf den raffinierten Einbruch eingestellt sind.“

„Wenn Sie mir schon keine Einzelheiten anvertrauen wollen, sagen Sie mir wenigstens, in welchem Kostüm Sie ans Werk gehen!“

„In dem für Ort und Stunde einig möglichsten: Frack und Frackmantel, schwarzer Seidenhut. Auf das weißleibene Futter des Frackmantels verzichten zu müssen, ist mir schon lange leid. Wobingegen die schwarze Maske zu tragen mir das Vergnügen bereitet, das ich ganz allgemein an Maskierungen empfinde.“

„Warum leben Sie hier ausgerechnet unter holländischem Namen?“

„Weil dies die größte Sicherheit bietet. Die Holländer sind ein dermaßen ordentliches Volk, daß ihnen nicht einmal die Kriminalpolizei etwas zutraut.“

„Was halten Sie von Philosophie?“

„Gar nichts!“

„Von Psychologie?“

„Fast alles. Ich pflege meine Mußstunden mit Zeitschriften psychoanalytischer Schriften auszufüllen. Die Psychoanalyse ist eine Heilwissenschaft. Ihre Resultate kommen auch uns zu gute. Ich bereite meine Einbrüche nicht nur technisch, sondern auch psychoanalytisch vor. Auch in den weniger Fällen, wo ich mit meinem Opfer persönlich in Berührung kam — man nennt das im Volkselbericht: Ubersähter Einbrecher — wandte ich diese anläuzende Methode an und packte meine Leute geschickt bei ihren Komplexen. So auch im Umgang mit Spitzeln und Detektiven, die samt und sonders verdrängte Verdränger-Instinkte haben.“

„Lesen Sie viel?“

„Gewiß. Nur Kriminalromane nicht. Sie idealisieren zu stark. Augenblicklich lese ich systematisch Gerhart Hauptmann. Ohne rechtes Interesse. Ein kleiner Snobismus, den ich mir wohl leisten darf.“

„Ich bewundere Sie.“

„Oh . . .“, der berühmte Mann wehrte lächelnd ab.

„Wie kommt es, wenn ich fragen darf“, fuhr ich fort, „daß Sie noch nicht ergriffen sind?“

„Ich bin der Polizei zu wenig gerieben. Ich sagte ja schon: mein Tricht ist: unoriginell und primitiv zu sein.“

„Wenn ich nun zum Beispiel hinginge und Sie anseiate?“
„Die Polizei würde Ihnen einfach nicht glauben. Es gelingt Ihnen unter keinen Umständen, einen Kriminalbeamten davon zu überzeugen, daß ich gänzlich ungepiert unter einem äußerst durchsichtigen nom de guerre in einem erstklassigen Hotel wohne. Ich habe es selber verucht.“

„Das ist eigentlich für die Polizei ein Kompliment: sie arbeitet raffinierter als die Detraquenten.“

„Ja. Man kann es auch so auffassen. Einfachheit“, schloß der große Mann, „Einfachheit tut diesem Zeitalter not. Sachlichkeit, Befreiung von der Romantik. In diesem Sinne“, er erhob sich und reichte mir die Hand, „wie gesagt, es hat mich gefreut . . .“

Der Autobus im Dorf.

Von Siegfried von Vegesack.

Wir haben eine neue Autobuslinie bekommen; die führt nach Kirchberg.

Kirchberg ist das Gelobte Land, wo es Eier, Ziegen und Schmalz gibt, wo das Bier billig und gut ist, und wo die Weiswürste besser sind als irgendwo sonst. Grund genug, daß Kirchberg nun seinen Autobus bekommen hat und damit, wie es so schön heißt, für den Fremdenverkehr „erschlossen“ ist.

Daß ich neulich in Kirchberg im Gasthof Danzer, der zugleich Brauerei ist, und dessen gewaltige Mauern, Torbögen und Kellergewölbe mehr an eine Burg oder an ein Kloster erinnern als an eine gewöhnliche Dorfwirtschaft.

Nur ein paar Leute sind in der Gaststube anwesend; zwei erntedatte Bauern, die irgend einen Holzhandel abgeschlossen haben, ein „Schmuser“, der den Bauern ein Pferd aufschwanken will, und der immer mit einem halbaugefloffenen Auge listig zwinkert; ein griesgrämiger alter Holzarbeiter, der schweigend seine Maß trinkt, sich Gletsches abschneidet und in den Mund schiebt, und hin und wieder gewaltig auf den Fußboden ausspuckt. Und schließlich ein etwas städtisch gekleideter rundlicher Herr, der seinen blonden Schnurrbart zwirbelt und aufgeregter zwischen Tür und Fenster hin- und herzänzelt.

Hinter dem Schanktisch hockt ein unförmiges Mädchen und strickt einen grauweissen Wollstrumpf.

Verstaubte Blattpflanzen stehen auf dem Fensterbrett neben Bierfäßen, die zum Trocknen aufgestellt sind. An den Wänden hängen friedlich beisammen: Rebgehörne, ein großes Madonnenbild, zwei aussaeitopfe, von Wollten zerfressene Eichhörnchen, Ludwig II. und einige Birzhahnstöße.

Eine lebensmüde Fliege summt verschlafen an der besonnenen Fensterleiste.

Der aufgeregte Herr steht nervös nach der Uhr und rennt noch immer hin und her. Auch die unförmige Magd hinter dem Schanktisch ist unruhig geworden und schaut zum Fenster hinaus.

Da plötzlich — eine Autobus, ein Stampfen und Dröhnen, daß die Bierleidel klirren — der aufgeregte Herr rüß wie besessen zur Tür hinaus, alles lautlos geblieben. Keiner rührt sich.

Durch die Totenstille hört man nur das Brummen von der Straße.

Da kommt der aufgeregte Herr ganz atemlos zur Tür herein, rüß wie verrückt: „Einundzwanzig! Einundzwanzig!“ läßt sich dröhnend auf die Bank fallen, wüß sich den Schweiß von der Stirn und bestellst leuchtend eine Maß.

„Einundzwanzig!“ sagt verträumt das unförmige Mädchen hinter dem Schantisch und küßt den Maßkrug.

„Einundzwanzig! Einundzwanzig!“, wiederholen kopfschüttelnd die beiden ernsthaften Bauern und klopfen sich eine neue Brille „Schmalser“-Schwupstafel auf den Daumen.

„Und gestern waren es fünfzehn!“ meint der Schmalser und zwinkert listig mit dem halbausgeschlossenen Auge.

Nur der griesgrämige Holzarbeiter sagt nichts und spuckt gewaltig auf den Fußboden aus.

„Und heut einundzwanzig!“ triumphiert noch einmal der aufgeregte Herr und leert seinen Maßkrug mit einem Ruge.

Und noch lange wird das Ereignis erörtert, daß heute einundzwanzig Passagiere mit dem Autobus nach Kirchberg gekommen sind.

Der Besuch.

Anekdote von B. Noel.

Der Dichter Ennus besuchte eines Tages seinen Freund Scipio Nasica. Er mußte in der Vorhalle ungefähr eine Viertelstunde warten, bis endlich ein Sklave erschien und ihm mit falscher Miene mitteilte, sein Herr sei nicht zu Hause. Ennus ging ohne ein Wort von dannen, obwohl er überzeugt war, Scipio sei anwesend, wolle ihn aber nicht sehen.

Einige Tage später besuchte Scipio Nasica seinen Freund Ennus. Der Sklave bat ihn, einige Minuten im Vestibulum zu warten. Nach einer Weile hörte Scipio über sich ein Geräusch, wie wenn ein Fenster geöffnet würde. Und wirklich wurde Ennus im Fensterrahmen sichtbar. „Ich bin nicht zu Hause“, rief er hinunter. — „Du bist nicht zu Hause?“, fragte Scipio. „Was soll das bedeuten? Du bist doch da!“

„Ich sage dir doch, daß ich nicht zu Hause bin!“

„Das kann ich nicht verstehen.“

Der Dichter Ennus breitete die Arme und sagte unwillig: „Als ich neulich bei dir vorbrach, sagte der Sklave, du wärist nicht zu Hause, und ich zweifelte nicht an deinen Worten. Heute kommst du zu mir, ich sage dir, daß ich nicht zu Hause bin, ich nehme mir sogar selbst die Mühe, es dir zu sagen, und du willst mir nicht glauben! Wut, das will ein Freund sein!“

Neue Bücher

* Max Dautbender: „Letzte Reise“. Aus Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen. (Verlag von Albert Langen, München.) Den „Erlebnissen auf Java“ folgt hier noch ein weiterer, sehr umfangreicher Band mit des Dichters Tagebuchaufzeichnungen und Briefen an seine Gattin, die er während seines unfreiwilligen Aufenthalts auf Java schrieb. Max Dautbender hatte bekanntlich im Jahre 1914 eine Reise nach Neu-Guinea unternommen, wurde bei der Rückfahrt vom Weltkrieg überrascht und fand auf Java ein Mal, in dem er sich viele Jahre lang in Sehnsucht nach der Heimat und seiner geliebten Frau verzehrte. Seine Eindrücke und Erlebnisse während dieser Zeit, die dem Dichter beim Niederschreiben zu unmittelbar zum Leser sprechenden Zusammenfassungen des tropischen Alltags, zu erlebnisreichen Dichtungen und poesievollen Schilderungen wurden, sind hier wiedergegeben. Sie sind um so ergreifender, als sich die immer wieder betonte Hoffnung auf eine Rückkehr nach der Heimat nicht erfüllen sollte. Er ging an seiner Sehnsucht zugrunde und starb im Jahre 1918.

* A. M. Frey: „Robinsonade zu Zwölft“. Roman. (Drei-Masten-Verlag, München.) „Auskunft“ darüber, wie sich moderne, mit allen Wassern der Zivilisation gewaschene Kulturmenschen benehmen würden, wenn sie wie Robinson auf eine einsame Insel verlegt werden, ist auch unter Berücksichtigung der Tatsache, daß die Gefahr eines solchen Abenteurers heute wesentlich herabgemindert sein dürfte, doch interessant genug, um den Stoff zu einem spannenden Roman zu bieten. Bei A. M. Frey wird die Abwandlung eines solchen Themas natürlich zur Groteske und zur Zeitsatire, werden die handelnden Personen zu Beispielen schlechthin. Frey läßt ein mit Passagieren verschiedener Nationalität und verschiedenen Alters besetztes Flugzeug in einem unbekanntem Felsenkessel niedersteigen, aus dem nach Auslage eines Chinesen, der die Gesellschaft an der Nase herumführt, kein Weg in die Freiheit führt. Männlein und Weiblein leben sich auf einmal einer Situation gegenüber,

die sich mit den bisherigen Lebensgewohnheiten nicht in Einklang bringen läßt. Aber trotzdem ist jeder bemüht, seine Eigenart, soweit sie durch Erziehung, Beruf und Bestimmung gekennzeichnet und Ausdruck der Persönlichkeit ist, zunächst zur Geltung zu bringen, Vorurteile und Anschauungen zu verwerfen, bis die Kulturritze langsam aber sicher abbröckelt. Ein Leben unter solchen Umständen führt natürlich zu amüsanten Episoden. Dabei ist für Steigerung und Spannung so reichlich Material, daß man beinahe enttäuscht ist, wenn das interessante Abenteuer schließlich einen Ausgang nimmt, den man am wenigsten erwartet. Trotzdem aber bleibt die Robinsonade zu Zwölft eines der interessantesten Bücher und gleichzeitig die amüsanteste Zeitsatire, die in der letzten Zeit geschrieben wurde.

* „Das Abenteuerbuch“ von Willi Kleinmann (Verlag Kredebeul u. Koenen, Essen) ist ein überaus spannender Stattenband abenteuerlicher Erlebnisse eines ähnlichen Typus in Amerika. Zuckende Leberbetäubung findet aus diesem Werk. Kinohaft liegen sich die geschriebenen Dinae, Handlung und nichts als Handlung. Willi Kleinmann hat die Gabe des Erlebens. Bald fährt er als blinder Passagier auf den Buffern der Pacificbahn, bald kämpft er mit Banditen und Jägern am Rande des Urwaldes, nach kurzem Herrenleben in New York setzt er als Kohlentrimmer nach Westindien über und reitet mit Texasboss durch die Prärien. Sprachschöpferisch begabt bietet er Naturwilderungen voll packender Wirklichkeit und — ohne viel Sentimentalitätsanwandlungen — Missionswilderungen voll unheimlicher Lebensstreu.

* Peter Scherer: „Im alten Säkulum“. Rheinische Heimaterinnerungen. Mit Original-Holzschnitten von Willy Meyer. (Matthias-Grünwald, Verlag, Mainz.) Hier erzählt ein feiner literarischer Richtung vertriebener Geis in behaglichem Humor aus den Erinnerungen seiner frühen Kindheit und Jugend, die er unter den weinroten, lebenslustigen Menschen des Rheingaus erleben durfte. Drollig, aber doch tüchtige Gestalten steigen auf und führen, von dem Erzähler klar erfasst und rund und saftig dargestellt, ihr Leben noch einmal durch den Ring irdisch-mühseliger Geschäftigkeit und frommer, zuverlässiger Himmelssuandtheit.

— „Das Wesen der Melodie“. Von Ernst Hoffmann. (Verlag von Max Hesse, Berlin W.) Das Buch bildet eine Fülle neuer Gedanken, die das Wesen der Melodie in neuem Lichte erscheinen lassen. In klar durchdachter Entwicklung werden die Tonleitern unterucht, was zu einer Klärung der viel umstrittenen Dur- und Moll-Gesetztheorie führt. Die Bedeutung des einzelnen Notenbildes wie die Entwicklung und Entstehung des modernen Liniennotens wird an Hand zahlreicher Figuren vorangeführt und der Begriff der „Raumbombol“ geklärt. Nachdem diese Grundlagen für die Interpretation von Melodien gelegt sind, folgt die eingehende Untersuchung der Motive, die z. B. das Glöckchenläuten, das Zittern, die Furcht, den Schlaf und Tod darstellen. Das ausführlichste Kapitel bringt dann die Motive, in denen die drehende Bewegung eine Rolle spielt: Das Spinnen, Rädern, Wachen usw. Hunderte von Notenbeispielen aus Werken von Bach, Beethoven, Schubert, Mendelssohn, Brahms und Bruch bis auf neuere Melodiker, wie Berger, Bloch, Hindemith, Hauser, Dorn, Niemann, Fildner usw. sind beigebracht. Figuren und Tafeln erleichtern das Verständnis der feinsten Untersuchungen. Man lernt hier, was es heißt: Musik verstehen.

* „Die Kunstschule“. Illustrierte Monatschrift für Kunst und Kunstpflege. (Verlag Mal- und Zeichenunterricht, G. m. b. H., Berlin.) Die neue Zeitschrift, deren erste Nummer schon erschienen, unterscheidet sich von anderen ihrer Art vor allem dadurch, daß sie technische Probleme in den Vordergrund schiebt und damit das Interesse eines größeren Leserkreises auf Fragen zu lenken sucht, deren Beantwortung zur gründlichen Einsicht in das Wesen des Kunstwertes unerlässlich ist. Mit Recht wurde das Wort in erster Linie den schaffenden Künstlern erteilt, die sich zwar mit weniger Eleganz, dafür aber mit größerer Sachkenntnis als die Literaten über das Handwerk zu äußern vermögen. So behandelt B. G. Boweden Alt in der Kunst, A. Bertillon das Problem von Kunst und Ethik und K. Hauske schildert in lebendiger Weise eine Donaufahrt nach Wien. Den größten Genuß wird der Leser freilich bei den jüngsten Schriftstellern finden. Ein altsänger Essay B. Schubring über Dürers Selbstbildnis von 1493 gereicht dem Heft zur Zierde, und auch an der geistvollen Klauerei von B. Baedeker-Wahlow „Durch die Zeitslupe“ kann man eine rechte Freude haben. In einem einleitenden Aufsatz leat Julius Hart die Wege und Ziele der Zeitschrift dar und erblüht in einer echten, wahren Volkstun das Heil für die Zukunft. Rühmende Erwähnung verdienen die zum Teil in vorzüglichem Farbendruck ausgeführten Abbildungen.

* Ferdinand Anders: „Der Stand der Aufwertung“. (Verlag Hans Dohm, Berlin SW. 61.) Ausgehend von der Regelung der Aufwertung in der 3. Steuerreformordnung, untersucht der sehr kenntnisreiche Verfasser die öffentliche Behandlung der Aufwertungsfrage einer sachlichen Kritik. Er untersucht dann die Tragfähigkeit der einzelnen Schuldnergruppen und nimmt schließlich Stellung zu der erhöhten Aufwertung. Diese Stellungnahme geschieht vom Standpunkt der deutschen Volkswirtschaft bzw. der Weltwirtschaft.